

In einem der drei Tagebuchfragmente, die der am 29. Januar 2021 im Alter von 87 Jahren verstorbene Otto Dov Kulka in seine Autobiographie „Landschaften der Metropole des Todes“ einbezieht, schildert er einen Traum, den er im Januar 2001 hatte. „In jenem Traum war ich wieder in Auschwitz, in einem der Krematorien.“ Doch diesmal dienen die Überreste des Krematoriums als Besucherzentrum, wo an einem langen Tisch auf Holzbänken aus ungehobelten Brettern israelische Besucher sitzen, nicht mehr jung, aber auch nicht so alt, dass sie, wie er schreibt, Auschwitz „in seinen ‚glorreichen‘ Tagen“ erlebt hätten. „Alle hörten aufmerksam den Ausführungen des ortskundigen Führers zu, der über die Anlage, ihre Funktionen und über das Lager sprach. Und dieser Führer, der seine Erläuterungen im Auftrag der gegenwärtigen polnischen Gedenkstättenleitung gab, war Doktor Mengele! Alle lauschten wortlos seinen informativen Ausführungen, aber allen und auch mir war klar, dass er es war, in seiner heutigen Funktion als Erklärer und Führer auf dem Gelände.“

In seinem Traum spricht Kulka nun mit Mengele, und dessen gegenwärtige Rolle erscheint ihm nicht besonders abwegig. Eindringlich erinnert er sich jedoch, wie „einer der Israelis, der an dem langen Tisch saß und die Erklärungen anhörte, jemand, der sicher nicht im Lager gewesen war“, sich an ihn, Kulka, wendet und ihm fassungslos und aufgebracht vorhält: „Wie kannst du nur mit ihm reden?“ Beiden ist klar, dass mit „ihm“ Mengele gemeint ist, jedoch nicht in seiner gegenwärtigen Funktion als Besucherführer, sondern in seiner Rolle und Stellung damals. „Ich hingegen“, so Kulka weiter, „fand daran nichts Sonderbares oder Ungewöhnliches. Ich erinnere mich auch nicht mehr, ob ich überhaupt den Versuch machte, zu antworten oder ihm das zu erklären.“

In der Tat, welches Recht hätte ein solcher Besucher, in diesem Fall ein Israeli, der nicht zu den „glorreichen“ Tagen in Auschwitz war, dieses oder jenes Urteil abzugeben, eine Erwartungshaltung oder – schlimmer noch – Unverständnis und Kritik zu formulieren? Besser, und so ist dieser Traum zu verstehen, er schweigt und verstummt. Ein Leitmotiv, das umso mehr zu gelten hat für jeden, der einen Nachruf verfasst und aus derselben großen Vorsicht heraus, aus der Beklommenheit des Besuchers am Ort des Grauens um seinen Platz wissen sollte.

Otto Dov Kulkas wissenschaftliche Laufbahn begann mit seiner Doktorarbeit zum Thema „Die ‚Judenfrage‘ im Dritten Reich. Ihre Bedeutung in der nationalsozialistischen Ideologie und Politik und ihre Rolle bei der Bestimmung des Status der Juden und ihrer Aktivitäten“, die er, betreut von dem Historiker Shmuel Ettinger, Mitte der siebziger Jahre an der Hebräischen Universität in Jerusalem verfasste. Dort sollte er später selbst als Historiker sein ganzes Leben tätig sein. In der Einleitung zu seiner Promotionsschrift merkt Kulka an, das Zusammenbringen der Quellen habe sehr viel Zeit in Anspruch genommen, da „der Verlust eines beträchtlichen Teils des in den ersten Jahren gesammelten Materials zu überwinden war“.

Der Doktorand hielt es für geboten, ausdrücklich auch deutschen Kollegen zu danken, insbesondere den Mitarbeitern des Bundesarchivs in Koblenz und denen des Deutschen Zentralarchivs, später Zentrales Staatsarchiv der DDR, in Potsdam: eine bemerkenswerte Entscheidung, die davon zeugt, dass Kulka, der als Kind den Holocaust überlebt hatte, schon am Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn eine Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen sowohl in Westdeutschland als auch in Ostdeutschland pflegte, und dies, obwohl der Staat Israel zur DDR weder zu diesem noch zu einem späteren Zeitpunkt diplomatische oder sonstige Beziehungen unterhielt.

Die Suche nach den zahlreichen im Krieg verschollenen Dokumenten führte

Kulka zu seinem großen Projekt einer Rekonstruktion des verloren gegangenen Archivs der „Reichsvertretung der Juden in Deutschland“. Anhand der durch die Reichsvertretung verschickten Korrespondenz, welche Kulka gemeinsam mit Esriel Hildesheimer in den achtziger Jahren aus Archiven auf der ganzen Welt zusammengetragen, konnte er die Funktions- und Arbeitsweise dieser Organisation in all ihren divergierenden Standpunkten und Kontroversen rekonstruieren.

Er schuf damit ein Forschungsinstrument ersten Ranges für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Handeln der jüdischen Führung im nationalsozialistischen Deutschland. Schon früh befasste sich Otto Dov Kulka auch mit der öffentlichen Meinung in Bezug auf das Schicksal der Juden – ein Projekt,

zum Leben, zu fast allem“ bildeten, und das nach nur wenigen Monaten im Alter von zehn bis elf Jahren, waren es offenbar, die ihn später dazu bewogen, sich mit dem innerjüdischen Leben und der jüdischen Führung in der Zeit der Schoa zu befassen. Die Rekonstruktion des Archivs der „Reichsvertretung der Juden in Deutschland“ war einer von Kulkas Ansätzen: dem nachzugehen, was er selbst umriss als „die außergewöhnliche Tatsache, dass die Strukturen, Aktivitäten und Werte des jüdischen Gemeinschaftslebens in einer Lage aufrechterhalten wurden, die jegliche Aussicht auf eine mögliche Weiterexistenz kategorisch verneinte“.

„Hier wurden“, so stellte er fest, „historisch bedingte, funktionale und normative Werte und Verhaltensmuster in so etwas wie absolute Werte verwandelt.“ Die-

gen beiwohnte, für welche die Kinder eine Art Geheimsprache entwickelten, in der sie Anspielungen auf die Doppelseichtigkeit ihrer Lage verbargen.

In den Herbst- und Wintermonaten des Jahres 1943 nahm Kulka außerdem an den Proben eines Kinderchors teil, der von einem Häftling namens Imre dirigiert wurde. Die Proben fanden in einem Raum mit außergewöhnlicher Akustik statt, der Waschbaracke der männlichen Häftlinge, die tagsüber leer stand. Als der junge Kulka ein halbes Jahr später, nach der Liquidierung des „Familienlagers“, auf einer Mundharmonika, einem Fundstück aus dem Männerlager, aus dem Gedächtnis eine Melodie spielt, die er mit dem Chor eingeübt hatte, tritt ein junger Jude aus Berlin zu ihm und erklärt ihm, was er da gerade spiele, sei ein Lobgesang an die Freude und die Brüderlichkeit aller Völker: Schillers „Ode an die Freude“ aus dem vierten Satz von Beethovens neunter Symphonie.

Was aber hatte Imre bewogen, so fragte sich Jahrzehnte später das zum Historiker gewordene Kind noch immer, nur einhundertfünfzig bis zweihundert Meter von der Selektionsbaracke und drei- bis vierhundert Meter von den Krematorien entfernt, ausgerechnet diesen Text von seinem Chor anstimmen zu lassen, „einen Text, der als das universale Manifest eines jeden gelten kann, der an die Würde des Menschen, an humanistische Werte und an die Zukunft glaubt“? War es eine Art Protest, der davon künden sollte, dass universale Werte unveräußerlich sind, oder war es im Gegenteil „ein Akt von extremem Sarkasmus, an der äußersten Grenze des Amüsements, das sich ein Mann erlaubte, der eine Gruppe argloser Kinder in seiner Obhut hatte und ihnen arglose Werte einflößte – erhabene, wunderbare Werte –, obwohl er selbst wusste, dass diese Werte keinen Sinn und keinen Zweck haben und bedeutungslos sind“?

Im Fall von Otto Dov Kulka jedoch, dem Ausnahmefall, sollte die humanistische Bildung, die er im „Familienlager“ von Auschwitz erhielt, Fundament eines ganzen und ausgefüllten Lebens werden. Eine humanistische Bildung, die zum Teil oder vielleicht sogar entscheidend aus der deutschen Sprache bestand, welche er dank einem jungen Häftling namens Herbert erwarb, der ihm in der Krankenbaracke ein Exemplar von „Schuld und Sühne“ überließ, das einzige Buch, das er besaß, und das erste der Weltliteratur, das der junge Otto zu lesen bekam, seit er als Neunjähriger für immer von der Bibliothek in seinem Elternhaus in Mähren getrennt worden war. Eine humanistische Bildung, wie der Chorleiter Imre – gleichgültig, ob in einem naiv-idealistischen Vorstoß oder als sarkastische Volte – sie ihm vermittelte und die in großem Maße dem späteren Historiker die Themen diktieren sollte. Die kaum zu begreifende Divergenz zwischen universalen kulturellen Werten und der menschenverachtenden Grausamkeit der Täter, die sich im Erleben des Zehnjährigen im Kinderblock zwischen der Selektionsrampe und den Krematorien manifestierte, verbindet sich auch mit Kulkas eigener Errettung.

Die Ironie des Schicksals begann damit, dass der kleine Otto und seine Mutter sich freiwillig dafür meldeten, Theresienstadt zu verlassen und nach Auschwitz deportiert zu werden, um sich dort wieder mit ihrer Familie zu vereinen, die sich im selben Transport hätte befinden sollen. Der eigentliche Entschluss jedoch, in das „Familienlager“ zu wechseln – jener merkwürdige historische Sonderfall einiger Tausend jüdischer Häftlinge, die bei ihrer Ankunft in Auschwitz keiner Selektion unterzogen wurden, denen man die Haare nicht abrasierte und denen man die ursprünglichen Kleidungsstücke beließ, um ihnen dann zu gestatten, mit ihren Familien in einem „Ghetto im Vernichtungslager“ zu leben –, dieser Entschluss war nichts anderes als das Ergebnis einer von Adolf Eichmann und seinem Stab im Reichssicherheitshauptamt ersonnenen, bewussten Täuschung.

Unter Zuhilfenahme des Roten Kreuzes hatte sie zum Ziel, die Weltöffentlich-

keit in Bezug auf den Vernichtungsprozess im Allgemeinen und auf das „Wohlergehen“ der Juden in Auschwitz im Besonderen irreführen. Vielleicht ist die jahrelange Beschäftigung des Historikers Kulka mit der öffentlichen Meinung in Hitlerdeutschland auf ebendieses Kapitel in seinem Leben zurückzuführen. Denn als der Betrug seine Notwendigkeit verloren hatte und man ausnahmslos alle Bewohner des Familienlagers, die mit ihm im selben Transport von Theresienstadt nach Auschwitz gelangt waren, ohne vorherige Selektion in die Vernichtung schickte, wurde der junge Kulka nur gerettet, weil er sich zu dem Zeitpunkt bereits mit seiner Mutter in der Krankenbaracke befand, „jener Baracke, in der“, wie er schreibt, „der berühmte Doktor Mengele seine Versuche gemacht hatte“. Dass er aber überhaupt in ebendieser Krankenbaracke verlegt wurde, verdankte er der damals als so gut wie sicher tödlich geltenden Krankheit Diphtherie, an der er litt und die paradoxerweise sein Leben retten sollte.

Das Wissen, das in sein Dasein eingeschrieben war

Sind es diese – wie er sie selbst bezeichnet – „kulkaesken“ Erlebnisse, die Erfahrungen eines Einzelnen, der vollkommen willkürlich von der Regel ausgenommen wird: von dem in Auschwitz unabänderlich herrschenden Gesetz des Todes, die Kulka in seiner Autobiographie immer wieder auf Kafkas rätselhafte Erzählung „Vor dem Gesetz“ zu sprechen lassen kommen? Ist dies das Wesen des offenen stehenden Tores, auf das der Wächter in Kafkas Erzählung deutet? „Dieses Tor steht offen nur für dich, es ist nur für dich bestimmt, und jetzt gehe ich und schließe es.“ Offenbar hat Kulka solches im Sinn, wenn er – unter Verwechslung der Zeiten – dieses Motiv auf sein jetziges Dasein als Wissenschaftler münzt, nicht aber auf sein damaliges Erleben als Kind in Auschwitz, und damit die Bedeutung des Tores unterminiert.

In seiner Welt spiegelt das Tor zum Gesetz seinen Weg zurück von der Gegenwart in die Vergangenheit, jene verschlungenen, „sicheren Bahnen“, die ihn jahrzehntelang daran gehindert haben, sich mit dem Persönlichen zu beschäftigen, so wie sie ihn nach eigenem Bekunden auch davon abhielten, „das Stadium und die Dimension des gewaltsamen Endes, der Ermordung, der Demütigung und Folter der Menschen“ zum Gegenstand seiner Forschungsarbeit zu machen. Oder wie er schreibt: „Ich habe diese Dimension ausgelassen oder sie umgangen – vielleicht wie ich auch die Haufen von skelettartigen Leichen umgangen habe, die hinter den Baracken auf meinem Weg zum ‚Kinderblock‘ aufgestapelt waren –, und stattdessen den umfassenden Kontext der Ideologie und Politik, die alldem zugrundelagen, zu erforschen, die historischen Auswirkungen und Dynamiken von Gesellschaft und Herrschaft sowie die Gesellschaft und die Führung jener, die Gegenstand der ‚Endlösung‘ waren – der Juden –, in der Zeit, die dem gewaltsamen, endgültigen Ende vorausging. Ich hoffte offensichtlich, dass ich auf diese Weise mit dem Gefühl einer Aufgabe umgehen könne, der Last einer Botschaft, mit dem Wissen, das in mein Dasein eingeschrieben ist, und hätte ich nicht jene ‚sichere Bahn‘ gefunden, so hätte ich dieser Spannung und Furcht nicht standgehalten, als ich hilflos und angstvoll im vagen Bewusstsein stand, dass es für mich keinen Weg gebe und dass ich nie versuchen würde, einen Weg zu finden, um die Botschaft, die alles andere in sich trägt, offenzulegen: dass die Welt, nachdem die Metropole mit ihrem unabänderlichen Gesetz des Todes gewesen ist, sich nie mehr von deren Da-Sein wird befreien können.“ Ungewollt, so schreibt Otto Dov Kulka an anderer Stelle im Buch, sei er verurteilt gewesen, den Wurzeln und Verläufen der „Endlösung“ nachzugehen. Dieses Tor, das Tor zum Gesetz, so musste er erkennen, stand nur ihm offen, obgleich es ihn nie danach verlangte, hindurchzuschreiten.

Aus dem Hebräischen von **Markus Lemke**.

Dieses Tor steht offen nur für dich

Aus dem Lager, wo er durch Zufall nicht ermordet wurde, brachte er die Last der Botschaft mit, die ihn zum Historiker werden ließ. Zur Erinnerung an Otto Dov Kulka.

Von *Yfaat Weiss*

das er über die Jahre als Grundlagenforschung gewaltigen Ausmaßes betrieb und schließlich in Zusammenarbeit mit seinem Kollegen Eberhard Jäckel in dem 2004 erschienenen Standardwerk „Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten, 1933–1945“ zum Abschluss brachte. In der ganzen langen Zeit behielt Kulka jedoch eine strikte Trennung zwischen seiner persönlichen Vergangenheit und seinem beruflichen Wirken als Historiker bei, eine ungewöhnliche und in nicht geringem Maße rätselhafte Entscheidung.

Das ethische Fundament seiner Einstellung zur Kultur

Einiges an diesem Rätsel wurde gelöst, als er sich vor ungefähr acht Jahren entschloss, seine Autobiographie unter dem Titel „Landschaften der Metropole des Todes“ zu veröffentlichen, die seit ihrem Erscheinen in Dutzenden Sprachen übersetzt wurde. Hier wick Kulka erstmals von dieser selbst auferlegten Beschränkung ab und offenbarte eine persönliche Dimension seines Lebens, von der er in all den Jahren seines Forschens als Historiker nichts zu erkennen gegeben hatte. Ausschließlich persönlich wollte Kulka jedoch auch diese Autobiographie nicht belassen, und so fügte er ihr im Anhang einen Aufsatz mit dem Titel „Ghetto im Vernichtungslager“ bei.

In diesem erstmals 1984 gedruckten Text geht er einigen zentralen Aspekten des weitgehend unbekanntes Kapitels des sogenannten „Familienlagers“ in Auschwitz nach, eines Lagers, in dem er selbst nach der Deportierung aus Theresienstadt von September 1943 bis zu dessen Auflösung im Juli 1944 zusammen mit seiner Mutter gewesen war. Die Erlebnisse des Kindes Otto Kulka, die, wie er selbst feststellt, „zweifelhafte das ethische Fundament meiner Einstellung zur Kultur,

se Welt der absoluten Werte ist Gegenstand des zweiten Kapitels von „Landschaften der Metropole des Todes“, in dem Kulka ausführlich seine Kindheit im sogenannten „Familienlager“ darstellt. Dabei kehrt er zurück zu Aspekten, die er Mitte der achtziger Jahre, als er seinen Fachaufsatz über das „Familienlager“ verfasste, noch unter Verschluss genommen und weggesperrt hatte; „mächtige Erlebnisse“, die in seiner Erinnerung wieder aufkommen und vor allem zusammenhängen mit dem „Kinderblock“ des Lagers unter der Führung von Fredy Hirsch, einer mythischen Figur in der Welt der Kinder von Theresienstadt und später der Kinder im Block 31 des „Familienlagers“. So erinnert sich Kulka nachdrücklich an die erste Geschichtsstunde, die in einer als Klassenraum fungierenden Baracke stattfand: „Dort hörte ich zum ersten Mal von den spannenden Manövern in der Schlacht bei den Thermopylen und die ganze Geschichte der Perserkriege. Ich weiß auch noch, dass mich diese Stunde so faszinierte, dass ich mir beinahe jedes Wort merkte, und als der Inspektor erschien – es gab tatsächlich so ein System der Selbstkontrolle, das prüfen sollte, wie viel die Schüler mitbekamen –, feuerte ich, der Kleinste unter allen, die ganze Salve spannender Geschichten über den ersten und zweiten Perserkrieg ab, die große Seeschlacht von Salamis, die Schlacht bei den Thermopylen und den bewegenden letzten Satz des Marathonläufers.“

Im Lager nimmt Kulka auch teil an Proben für eine Oper, deren Aufführung er dann aber verpasst, weil er an Diphtherie erkrankt. Die Proben samt Erstellen von Texten, deren Rezitation und Gesang – alles auf Deutsch – waren mit immensem Einsatz verbunden. Somit hielt Kulka im übertragenen Sinne tatsächlich so etwas wie Zwiesprache mit Mengele, da dieser zusammen mit anderen SS-Männern als Zuschauer den Aufführun-